

Christliche Popularmusik

Die Kirche als popkultureller Partner wider Willen

Wolfgang Kabus

1. Einleitung: Vier Impulse als Leitlinien

Über die Popularmusik zu reden ist nicht ganz ungefährlich. Man gerät zwischen die üblichen Mühlsteine und wird gnadenlos zertrümmert. Eine Partei jagt mich in den Himmel, die andere in die Hölle. Ich bin gespannt, wo ich diesmal lande. Aber kommen wir zur Sache.

Es fällt auf, dass sich die Wahrnehmung von Religion und Kirche im Laufe der letzten Zeit gehörig verändert hat. Das gilt auch für die Wertung der verschiedenen religiösen Ausprägungen mit ihren Riten und Äußerungen. Da steht z. B. vor wenigen Tagen in der Bürger Volksstimme: „... viele haben Sehnsucht nach einer glaubwürdigen und zeitgemäßen Kirche.“¹ An anderer Stelle lesen wir, dass das Christentum einen „antiquierten, ja schlechten Ruf hat.“² Genau in dieses Spannungsfeld wollen wir uns jetzt hinein begeben.

Vier Impulse bilden die Einleitung. Sie lauten:

1. Wer das Thema „Popularmusik und Kirche“ theologisch und kultur-anthropologisch bedenken will, der sollte wissen, dass es dabei nicht um ein paar leere Coca-Cola-Büchsen geht, um ein bisschen amerikanische Folklore, um einen unsensiblen Kulturoptimismus. Gemeint ist ein Weltbild, ein Menschenbild, das unsere Zeit durch und durch prägt. Die Beschreibung der modernen Gesellschaft ist ohne die Popularmusik heute nicht mehr möglich (Buschmann, Gutmann, Rösing, Koenot). So die Musiksoziologen.
2. Und wenn der große Helmut Rösing (Musiksoziologe, Hamburg, emeritierter Dekan des Fachbereiches Kulturgeschichte und Kulturkunde) – er ist kein Christ – Popularmusik als ein nicht-diskursives Medium mit einem erheblichen Transzendenzpotenzial beschreibt, dann horchen wir auf.
3. Nicht anders geht es uns mit Habermas: Die Gruppe der „religiös Unmusikalischen“ sei gar nicht so groß, meint er, aber die Kirche rede eine unverständliche Sprache: Die Gläubigen „sind es, die ihre religiösen Überzeugungen in eine säkulare Sprache übersetzen müssen, bevor ihre Argumente Aussicht haben, die Zustimmung von Mehrheiten zu fin-

¹ Bürger Volksstimme vom 12. September 2012, 24: „Auf die Gemeinsamkeiten beziehen“.

² Jan Koenot, „Hungry for Heaven“, in: Friedensauer Schriftenreihe – Reihe C Bd 7. Berlin u. a. 2003, 105.

den.“³ Die Kirche muss also verständlich reden lernen. Auch das trifft uns.

4. Und noch ein Letztes – kriegen Sie keinen Schreck: Kein Geringerer als Franz Josef Strauß hat im Brustton der Überzeugung verkündet: „Wer noch einmal das Gewehr in die Hand nehmen will, dem soll die Hand abfallen.“⁴ Nicht viel später wurde er Verteidigungsminister! Warum? Die Welt hatte sich verändert; und die Menschen eben auch. Ja, die Welt hat sich verändert. Es zeigt sich ein Paradigmenwechsel, wie er von den Kirchen und besonders von der Kirchenmusik nicht oder nur zögerlich akzeptiert wurde und wird. Die meisten Kirchen wollten eben gerne bleiben, was sie sind. Heute sind wir „Kirche in Not“, Kirche „im Gegenwind“⁵. Auch das betrifft uns alle. Und wir fragen: Wie steht es denn mit unserer gesellschaftlichen Gestaltungskraft, mit unserer zeitgeschichtlichen Echtheit? Sind wir „Außer Dienst“⁶ geraten, wie Alt-Kanzler Helmut Schmidt uns vorhält? Oder sind wir unterwegs zu einem Ziel, das Margot Käßmann (direkt nach ihrer Wahl zur Bischöfin am 28.10.09) so formuliert hat: „Meine Vision ist, dass die Sehnsucht der Menschen nach Lebenssinn in neuen Gottesdiensten Antwort findet.“ Bis hierher unsere vier Impulse, unsere Leitlinien.

Wir haben Fragen angedeutet und unseren Rahmen abgesteckt. Befragen wir jetzt den Hauptvertreter der populären Kultur – die Populärmusik: Wer bist du, wer willst du sein? Warum wirst du immer noch von Deinen Gegnern dilettantisch abgehalftert?

2. Wir definieren: Populärmusik, wer bist du? Verschiedene Erklärungsversuche

Wir definieren: Populärmusik ist kein Unfall der Geschichte, den es zu reparieren gilt. Im Gegenteil: Sie ist die Verkleinerung der Probleme dieser sich verändernden Welt auf ein handliches Format. Sie ist zu einem festen Bestandteil unserer Umwelt geworden und entspricht als Massenkultur exakt dem Weltbild einer erlebnisorientierten Wegwerfgesellschaft. Im Kielwasser des technischen Fortschrittes entstanden, ist sie auch attributiv daran gebunden. Es ist nicht möglich, das eine zu wollen und das andere zu verneinen. Die Welt mit all ihren Erscheinungen ist unteilbar.

³ *Jürgen Habermas*, Glaube und Wissen – Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001, Frankfurt/Main 2001, 21 u. 30.

⁴ Strauß äußerte dies im Wahlkampf 1949, zit. n. Der Spiegel v. 02.01.1957.

⁵ *Michael N. Ebertz*, Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft, Freiburg 1997.

⁶ *Helmut Schmidt*, Religion in der Verantwortung. Gefährdungen des Friedens im Zeitalter der Globalisierung, Berlin 2012, 9.

Und die *Christliche* Populärmusik? Sie ist nicht nur ein Beitrag zur Modernisierung einer beargwöhnten Institution; sie ist ein Plateau, auf dem ich mich zeitgeschichtlich echt äußern, und auf das ich mich auch retten kann. Missionarische Überlegungen, wie sie ihr immer wieder unterstellt werden, spielen in unseren Überlegungen überhaupt keine Rolle. Aber das müssen wir sagen: Von den Profis der Hochkulturen, der Musikwissenschaft, besonders aber der verschiedenen Kirchen lange ignoriert, ja verachtet, ging sie ihren Weg allein! Die gutbürgerliche Gesellschaft, auch die Kirchen, hatten geglaubt, sie sei nur Marktartikel, Industrieprodukt, Unterhaltung, ein Witz am Rande der Geschichte. Heute erleben wir, dass sie Lebensfragen beantworten muss; die Jugend wird nicht nur *mit*, sondern *durch* Populärmusik groß. Für viele Christen ist sie sogar zu einem sentimentalen Fluchtort, zu einem Plätzchen für Gefühle geworden, die im Gottesdienst offenbar zu kurz kommen. Das sollte uns zu denken geben.

So ist aus der stillschweigend gewachsenen christlichen Populärmusik eine Form moderner Kultur, ein eigenes System geworden, das sich wegen seiner Vielfalt einer eindeutigen Definition entzieht. „Signatur unseres Zeitalters ... klingendes Alphabet der Gesellschaft“⁷. Das ist Populärmusik. Der Versuch, sie „zwischen zwei Buchdeckeln“⁸ unterzubringen, wirkt lächerlich, klingt nach Übersetzungsfehler. Und wir fragen: Ist es nicht an der Zeit, dass wir als Kirche uns um das Wesen dieser neuen Kultur endlich kümmern?⁹

Aber wo steckt nun das Problem, das wir mit ihr haben?

3. Problemlage: Der kulturelle Zusammenhang

Der Dichter spricht (Francis Picabia): „Unser Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann.“¹⁰ Und ich sage mir: Wenn doch wenigstens wir Christen einen solchen runden Kopf hätten! Dieser elende Streitpunkt Populärmusik könnte doch bei exakter Information und Kompetenz längst erledigt sein. Stattdessen wird gestritten und nicht bemerkt, dass wir dilettantische Einsichten, ja Emotionen zu Argumenten erklären. Dazu ein kurzes Wort.

Wir leben in einer sehr eiligen Kultur. Sie neigt dazu, ohne Überblick zu funktionieren. Die daraus entstandene „neue Unübersichtlichkeit“, die Habermas zur Leitvokabel des Jahrhunderts erklärte, raubt der Kirche ihre Gelassenheit, ihre Gewissheit. Kirche wirkt, nach neuer Kultur befragt, ein-

⁷ Wolfgang Kabus, Populärmusik und Kirche – kein Widerspruch, Berlin 2001, 45.

⁸ Peter Wicke (Hg.), Rock- und Popmusik. Handbuch der Musik im 20. Jahrhundert Bd. 8, Laaber 2001, 9.

⁹ Sigmund Freud, „Das Unbehagen der Kultur“, in: Sigmund Freud, Gesammelte Werke Bd. 14, Frankfurt/Main ⁵1972, 448.

¹⁰ Francis Picabia, zit. nach Reiner Knieling, Unsicher – und doch gewiß. Christsein in der Postmoderne, Neukirchen-Vluyn 1999, 9.

fach unsicher und orientierungslos, manchmal auch besserwisserisch und unbelehrbar. Manche meinen, sie sei schon zur Subkultur zu zählen. Statt den Horizont in Gelassenheit abzusuchen und z. B. die Populärmusik von ihrem Zusammenhang her zu begreifen, vermauert sie allzu oft die Wege in die Zukunft mit Normen, die längst keine mehr sind.

Ich denke jetzt z. B. an die Stuttgarter Erklärung zur Kirchenmusik vom November 2008¹¹. Die Christliche Populärmusik kommt darin nicht einmal vor, obwohl jeder weiß, wie sie unsere Zeit prägt. Manche bezeichnen sie sogar als ihren „geheimen Erzieher“. Und wir fragen: Ist es vertretbar, dass die Kirche sich durch dieses Verhalten selber ins Altenteil der Geschichte katapultiert, nur weil sie Schwierigkeiten mit der neuen Kultur hat?

Um es noch deutlicher zu sagen: Heute immer noch ein popkultureller Partner *wider Willen* zu sein, wirkt weltfremd bis unverantwortlich. Manche Verantwortungsträger schauen beim Thema Populärmusik so ernst in die Runde, als spiele der FC Bayern nur noch in der zweiten Liga. Dabei ist es keine Frage: Der hermeneutische Zirkel wird uns auch diesmal wieder einholen und überholen. Wir werden die Populärmusik also nicht los.

Eins sollten wir aber klar sehen: Die Zeit der ersten Geige ist vorbei. Wir müssen alle – wohl oder übel – in der zweiten Reihe Platz nehmen. Sind wir uns darüber klar, dass Kultur unerbittlich ist? Sie geht ihren Weg mit uns, gegen uns und auch ohne uns. Sie funktioniert selbstreferenziell. Das zu begreifen sind wir erst auf dem Wege. Früher konnten wir sagen: „Wo wir sind, da ist vorn – leider konnten wir nicht überall sein.“ Das war einmal; das ist endgültig vorbei. Wer immer vorn war, wer die Leitkultur gestellt hat und nun nicht einmal mehr der *primus inter pares* sein darf, nur ein gleichberechtigter Partner auf dem Markt der Möglichkeiten, dem muss es ja unbehaglich werden auf diesem Planeten.

Und in dieser Situation befinden wir uns heute. Wir lenken in Sachen Populärkultur ein stückweit ein, weil es nicht anders geht. Lieber wären wir aber die überlegenen Apostel der Hochkultur. Als 1961 die ersten popmusikalischen Annäherungsversuche bekannt wurden, gab es Gelächter bei den Frommen: „Abschaum moderner Reklamemethoden“, „kommunistische und faschistische Tonart“, „Einbruch unterschwelliger Sexualität in die Kirche“, „Liturgische Playboys“ (gemeint waren Pfarrer Hegele und der Verleger Bernhard Bosse). Sogar ein Spottgedicht auf das Preisträgerlied „Danke“ rotierte. Das war 1963!

Und 1994, gut 30 Jahre später? Die Fachzeitschrift *Musik und Kirche* schickt ein Manuskript mit dem Thema „Kirche und Populärmusik“ zurück mit dem Vermerk: Das ist nicht das Thema dieser Zeitschrift. 30 Jahre Christliche Populärmusik! – und das Fachorgan hat sie nicht bemerken wollen? Ist das der Ausdruck einer Kirche, die all die kulturellen Umbrüche nicht

¹¹ Stuttgarter Erklärung zur Kirchenmusik: http://kirchenmusik.bistumlimburg.de/index.php?_10=4911aaf4x1308aaee.pdf&_0=16&sid=8d31d602e72579b9858a5c6b95b71f5e

wahrhaben oder sich selbstsicher darüber hinwegsetzen wollte? Heute sind wir eine „Kirche in Not“, egal ob evangelisch, katholisch oder freikirchlich. „Kirche in Not“ aus kulturellen, nicht aus theologischen Gründen. Das ist wirklich seltsam! Oder fehlt uns die Vision? Warum kommen wir Kirchenleute sooft zu spät?

4. Die Kirche als popkultureller Partner wider Willen.

Unser Untertitel im Thema lautet: „Die Kirche als popkultureller Partner *wider Willen*“. Versuchen wir jetzt, in vier Punkten zu diesem Unbehagen, sprich Widerwillen, etwas zu sagen. Gemeint ist als Erstes das kulturelle Unbehagen, die kulturelle Unsicherheit.

4.1 Das kulturelle Unbehagen

These 1: Ohne einen theoretischen Überbau kann keine Kirche vernünftig handeln. Wir brauchen eine neue Theologie der Kultur, die auch die Popularkultur mit bedenkt.

Kultur meint die Gestaltung des menschlichen Lebensraumes in seiner Gesamtheit. Sie reagiert wie ein Seismograph auf die Erscheinungen von heute. Kultur ist also wie ein „Aus-Druck“ unserer Zeit; sie ist eine Projektionswand, an der wir viel über den Menschen der Gegenwart erfahren können. Und nun heißt die große Frage: Wo platziert sich die Kirche in der Frage der Kultur? Steht sie der Welt, also der Kultur *gegenüber* oder empfindet sie sich als *ein Teil von ihr*? Sie bemerken den grundlegenden Unterschied. Der bei Gemeinde und Klerus weit verbreitete Kulturpessimismus entscheidet sich klar für die Gegenüberlösung. Ihr seid da – wir sind hier! Danach ist z. B. die Populärmusik die vorläufige Endstation der kulturellen Dekadenz, das tiefste kulturelle Tal. Jede neue Epoche wäre dann immer die jeweils schlechteste. Es geht ja immer bergab mit der Menschheit – schon seit Jahrtausenden. Die Kirche aber steht wie ein Fels in der Brandung und vertritt wacker die Wahrheit. Das höre ich fast jede Woche. Wer so denkt, hat immer Schwierigkeiten mit einer neuen Kultur. Und nicht selten kämpft er an einer Front, wo der Feind überhaupt nicht steht.

Mit dem entgegengesetzten Modell – Kirche gehört mitten in die Welt – befinden wir uns durchaus in guter Gesellschaft: Dietrich Bonhoeffer, Paul Tillich, Emil Brunner, Andrew Greeley, Bernd Schwarze, Albrecht Grözinger... Alle haben Ansätze dieser neuen Theologie der Kultur vorgelegt. Aber mir scheint: Ein großer Wurf, der die Gemeinden erreicht, fehlt. Die Kirche, welcher Denomination auch immer, sollte grundsätzlich ein Ja zur Kultur der Gegenwart finden, weil sie Gottes Welt betrifft. Etwas salopp formuliert: Gehen wir doch getrost davon aus, dass Gott nicht geschlafen hat, als die Welt so wurde, wie sie heute ist. Nur wer die Welt liebt, kann sie auch trösten. Und ich denke hier besonders an die Jugendkulturen und die Popmusik.

Für mich steht unerschütterlich fest: „Es gibt kein Christentum jenseits irgendwelcher Kultursynthesen“¹² und „Ohne die Auseinandersetzung mit der neuen Kultur hat keine Kirche eine Chance“¹³ (zwei Friedensauer Lehrsätze!). Das heißt doch: Zeitgeschichtliche Echtheit und kulturelle Identität sind unsere erste Bürgerpflicht, oder wir leben an unserem Auf-
trag vorbei.

Bis jetzt aber sind die offiziellen Äußerungen z. B. der EKD und der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (VEF) sehr zögerlich und tastend. Das ist verständlich. Schließlich ist doch diese populäre Kultur für viele so anders, so neu, so ungewohnt, dass sie lieber „Danke!“ für dieses Danke sagen würde.

4.2 Das gesellschaftlich-soziologische Unbehagen

These 2: Die Postmoderne versteht sich als ästhetische Inszenierung. Die Kirche darf diese Conditio postmoderna nicht als geistliche Oberflächlichkeit deuten.

Hier geht es um das Hauptargument vieler Popmusik-Gegner. Auch dazu einige Gedanken: Jede Kultur hat eine bestimmte Stoßrichtung; wir nennen sie Ästhetik. Da gibt es plötzlich ganz andere Werte, neue Maßstäbe, etwa Feeling statt Denken, Gefühl statt Vernunft. Die Erlebnisorientierung kennzeichnet die moderne Art zu leben, zu singen, zu musizieren. Und wer diese Erscheinungen mit falschen Maßstäben misst, kommt zu falschen Ergebnissen. Wer z. B. an die Populärmusik die Elle der Klassik anlegt, vermisst sich total. Sie gehorcht anderen Regeln. Wagen wir doch mal einen kleinen Blick nach innen:

Es ist eine Ästhetik der Sinnlichkeit, der „Äußerlichkeit“, nach der hier musiziert wird. In ihrem Vollzug geht es z. B. weniger um konkrete Bedeutungen und textlich gefasste Inhalte, als vielmehr um ihr Bewegungspotenzial. Die Show – ganz positiv verstanden – ist ihr Geschäft. Populärmusik wird auf ihre Bewegungscodes hin „gelesen“, ja „abgetastet“ und mit dem ganzen Körper erschlossen – mal mehr, mal weniger. Das ist ihr Sinn. Äußere Gestaltung, etwa die Bewegung, die Gestik ist also keine infantile Hampelei, ist kein Ausdruck innerer Armut, sondern ein erklärtes Ziel dieser Musik. Ist es erlaubt, an 2.Mose 15 zu erinnern?

Mit der Bewältigung dieser neuen Parameter sind wir alle noch beschäftigt. Die Kirche darf also die neuen ästhetischen Kriterien nicht als geistliche Indolenz oder geistige Primitivität deuten, nur weil sie sie nicht versteht. Das wäre ein dilettantisches Urteil. Die Postmoderne mit ihrer Populärmusik ist keine modische Schimäre, die man in ihrer Oberflächlichkeit enttarnen muss. Heute sind ästhetische Garnierungen gefragt. Insofern ist sie modern.

¹² Wolfgang Kabus, „Es ist Zeit, dass wir uns um das Wesen dieser Kultur kümmern“, in: Friedensauer Schriftenreihe – Reihe C, Bd. 7, Berlin u. a. 2002, 23.

¹³ Ebd., 15.

Und diese sogenannte „außengeleitete“ Kultur (David Riesmann) soll mit der „innengeleiteten“ Kirche ins Gespräch kommen. Da muss einem ja unbehaglich werden. Die Gegensätze scheinen so krass, dass es für manche keine theologische Brücke zwischen beidem gibt. Tatsächlich wirkt die „innengeleitete“ Kirche plötzlich wie ein Fossil, und die „außengeleitete“ neue Kultur wie das blühende Leben. Ob uns vielleicht die Afrikaner mit ihrer Beweglichkeit helfen könnten? Um eine geistliche Oberflächlichkeit geht es jedenfalls nicht. Das wollten wir mit der zweiten These andeuten. Populärmusik ist nicht zwingend primitiv; sie *kann* natürlich primitiv sein. Sie ist aber anders.

4.3 Das ästhetische Unbehagen

These 3: *„Populärmusik ist der Gartenzwerg in der Musik. Er ist ein unwürdiger Partner des Evangeliums.“ Die Kirche benötigt mehr fachliche Kompetenz, um solche Fehlurteile zu vermeiden.*

Damit streifen wir die Frage der Qualität noch einmal, allerdings von einer anderen Seite. Die Argumentation der populären Primitivität ist hinlänglich bekannt. Es ist in der Geschichte nicht das erste Mal, dass die Kirche ein ästhetisches Gruseln überfiel in dem Augenblick, als das Volk selber zu den Tönen griff. Denken wir meinetwegen an das geistliche Volkslied „Harre, meine Seele“. Es bekam kein ordentliches Grab bei den Heiligen, sondern gehörte auf den Friedhof der Geächteten. Mit einem Sternchen hinter der Liednummer sollte es sterben. Aber es starb nicht. Heute feiert es fröhlich Urständ, sogar im EG. Und wir fragen: War für das Verdammungsurteil die Kategorie des Ästhetischen überhaupt zuständig? Gibt es in der gottesdienstlichen Musik nicht Zusammenhänge, die mit den Begriffen „gut“ oder „schlecht“ nicht geregelt werden können? Wenn auch die tradierte Ästhetik und die Kirche der Populärmusik nur Partytauglichkeit testieren wollen. Die Teenies wissen mehr!

Die Geringschätzung des Populären speist sich aus verschiedenen Quellen. Wir erwähnen nur drei:

1. Da ist zunächst das humanistische Bildungsideal. Es konnte und kann das Entstehen einer an der breiten Masse orientierten Kultur nur ein Symptom des Zerfalls sehen. Abgesunkenes Kulturgut!
2. Daneben steht die linksintellektuelle Kulturphilosophie und Gesellschaftskritik, die in der Gefolgschaft Adornos „nichts Wahres im Falschen“ sehen kann. Populäre Musik, egal ob Jazz, Schlager, Pop oder Rock ist Massenbetrug.
3. Dazu kommt heute ein Drittes: Die Jugendkultur – gerade die musikalische – hat sich in den letzten fünf Jahrzehnten so weit von der tradierten Kulturpraxis entfernt und dabei ein so differenziertes Eigenleben entwickelt, dass sie dem, der draußen steht, verdächtig erscheint. Ador-

no: Da werden Dinge gemacht, „von denen wir nicht wissen, was sie sind.“¹⁴ Das ist bis heute so geblieben.

Demgegenüber gilt unser Plädoyer einer sachkundigen Einsicht. Kompetenz ist gefragt. Die Wissenschaften wissen heute sehr genau, was Populärmusik ist: Sie ist Bestandteil unseres Alltags und unserer Biographie. Sie entspricht postmodernem Lebensgefühl und hat Leitbildfunktion übernommen. Die theologischen und „hoch-kulturellen“ Attacken gegen sie – vorgetragen im Namen von Qualität und Evangelium – erweisen sich als fromme Fehlschläge oder gar als akademische Verspätungen.

Selbst die Werte „Unterhaltung“, „Spaß“ und „Genuss“ müssen neu definiert werden. Alle drei gehören bekanntlich zu den *Conditio postmoderna*, also auch zur Ästhetik der Populärmusik. Der Kirche sind sie bis heute verdächtig. Unterhaltung ist doch das erklärte Feindbild vollmächtiger Verkündigung. Aber unser verehrter Kollege Schroeter-Wittke schreibt in seiner Habilitationsschrift sehr interessant (1999): „Am angemessenen ‚delectare‘ liegt es, ob das Gesagte überhaupt eine Wirkung hat“¹⁵ Und Rudolf Bohren meint: „Vergisst der Prediger, dass er (auch) ein homo ludens ist, wird er leicht zum Tragiker auf der Kanzel.“¹⁶ Das sind Töne, die ein so genannter „ernster Christ“ nicht gerne hört. Wir aber fragen ganz vorsichtig und behutsam: Ist die Kirche vielleicht deswegen zum „Tragiker auf der Kanzel“ – nämlich der modernen Gesellschaft – geworden, weil sie dieses Zeichen der Zeit, die neue Kultur mit ihren neuen Werten nicht ernst genug genommen hat?

4.4 Das theologische Unbehagen

Die letzte These ist mit Sicherheit die unbequemste: Sie lässt das theologische Unbehagen zu Wort kommen.

These 4: Christliche Populärmusik ist ein Teil der postmodernen Kultur. Ihre neue „Erzählweise“ ist keine kulturelle Verwahrlosung. Pop „fühlt“ mehr als er „denkt“.

Wenn der logos, die ratio, wie es die Klassik meint, einem neuen Paradigma weichen muss, dann hat das tiefgreifende Folgen für unsere gesamte Daseinserfahrung, ja Lebenskultur. Was uns bleibt, sind persönliche Gefühle, religiöse Erlebnisse, Emotionen. Die kann uns keiner nehmen. Sie sind nicht einmal hinterfragbar. Das ist modern. So ist unversehens aus „Wortgesellschaft“ (Georg Steiner, Gerhard Schulze, Jan Koenot) eine „Erlebnisgesellschaft“ (Gerhard Schulze) geworden, eine „Kultur nach dem Wort“, wie Steiner sie nennt. Wobei wir wieder bei der Populärmusik angekommen sind!

¹⁴ Theodor W. Adorno, „Vers une musique informelle“, in: Gesammelte Werke Bd. 16. Frankfurt/Main 1978, 540.

¹⁵ Harald Schroeter-Wittke, Friedensauer Schriftenreihe – Reihe C, Bd. 4. Frankfurt/Main 2000, 65.

¹⁶ Rudolf Bohren, Predigtlehre, München 1986, 18.

Runden wir unsere Überlegungen zur Populärmusik ab mit einem ganz kurzen Ritt durch die populäre Ästhetik.

„Alles, was ich dir zu sagen habe, sagt dir meine Gitarre.“¹⁷ Dieser Satz ist keine Anekdote. Er ist die Leitidee von heute aus dem Mund eines Popmusikers. Wir haben richtig gehört: die Gitarre sagt das, nicht meine Stimme, meine Sprache. Da brandet eine Musik auf, die allzu oft einem wortlosen Mythos gleicht: Das Wort wird vom Klang überboten. So wird populäre Musik zum Symbol einer emotionalen Kultur. Und die trational strukturierte „Kirche des Wortes“ hat Schwierigkeiten damit. Das ist verständlich, verstößt sie doch elementar gegen das bisher geltende theologische Prinzip des „Singens und Sagens“ (Luther). Wir singen, um zu sagen! Dafür habe ich 40 Jahre gestanden! Aber heute reicht das nicht mehr. Die Populärmusik kann es so nicht formulieren. Sie darf jubeln und seufzen, schreien und hauchen, röcheln und Sprache auskotzen – alles ist erlaubt, auch extremste ekstatische Formen –, wenn sie nur dem Erlebnis dienen, dem Fühlen. Im Song hat der Sänger vor allen Dingen sich selbst mitzuteilen. Authentisch muss der sein, der vorne steht.

Die zentrale Aufgabe der Stimme ist also der Transport von Subjektivität, nicht der Transport des Wortes. Begreifen wir sie darum getrost als einen Ekstasekürzel, der schließlich zur Körpersprache wird, zur Gestik. Über das körperliche Erleben also, nicht über die kopflastige *ratio* verkündet die Populärmusik ihre Botschaft – und wir ahnen: Da muss eine neue Semantik her; die alte der Klassik greift einfach zu kurz: „Ein Song braucht nicht verstanden zu werden; du kannst ihn trotzdem begreifen.“¹⁸ Deuten ist doch Erleben, nicht Denken!

So ist die Populärmusik, auch die christliche, von der Sache her keine Hörmusik, wohl aber ein singendes und tanzendes Ringen um Identität; eine neue „Erzählweise“¹⁹, eine „triebhaftige Rede“, die den reformatorischen Einklang zwischen „Singen und Sagen“ gestisch definiert. Vor allem aber ist sie eins – und das ist das Fazit meiner 50-jährigen Beobachtung und Begleitung dieser Szene:

These 5: Christliche Populärmusik bestätigt höchst eindrucksvoll, dass es einer der größten protestantischen Irrtümer ist zu meinen, Religion sei nur eine Sache der bewussten Wahrnehmung.

Populärmusik, ob christlich oder nicht, tritt den Gegenbeweis an. Sie zeigt, wie man das Evangelium auch „sagen“ kann, nämlich ganz anders. Das ist kaum zu glauben. Aber heute erleben wir es.

¹⁷ *Anonymus*, zit. nach: Bernd Schwarze, Die Religion der Rock- und Popmusik. Stuttgart/Berlin/Köln 1997, 95.

¹⁸ *Anonymus*, zit. nach: Jean-Martin Büttner, Sänger, Songs und triebhaftige Rede, Basel 1997, 243.

¹⁹ Ebd., 17.

5. Zum Schluss.

Wenn wir heute vom Schicksal der christlichen Kirchen in der Postmoderne gesprochen haben und davon, dass sie Schwierigkeiten mit der neuen Kultur hat, dann stellen sich schnell die großen Krisenmetaphern und ihre Gegenstrategien ein. Das kulturkritische Lamento ist besonders beliebt. Wir glauben weder das Eine noch das Andere. Was wir brauchen, ist ein klares Profil, ist kulturelle Echtheit, ist Kompetenz. Und dazu gehört mit absoluter Selbstverständlichkeit die neue Populärmusik genauso wie die tradierte Kirchenmusik: *Singt dem Herrn* und *swingt dem Herrn* unter einem Dach. Der Philosoph Wolfgang Iser gibt uns mit seinem Leitbild einen überzeugenden Schlüssel in die Hand. Er spricht von der (musikalischen) „Doppelfigur der Gegenwart“ und sagt: man müsse sich „in beiden Arten kompetent und lustvoll“²⁰ bewegen können.

Mit der Kontinuität hat die Kirche keine Probleme, wohl aber mit der populären Aktualität. Dazu können wir nur sagen: Jede Zeit hat ihre Grammatik – und die ist erlernbar. Heute hat keiner mehr ein Recht auf Ahnungslosigkeit. Die Kirche muss – mit und ohne Unbehagen – in Sachen Populärkultur endlich ihre Schularbeiten machen, damit sie kompetent reden und urteilen kann. Denn: „Wer zu spät kommt...“ Das ist wohl wahr. Aber diese Panne sollten wir uns nicht leisten.

²⁰ Wolfgang Iser (Hg), Die Aktualität des Ästhetischen, München 1993, zit. nach BKJ (Hg) Bd 41, Remscheid 1997, 15.